

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementpreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., zzgl. Postgeld.

**Redaktion:** Lauhaer Str. 19/21.  
**Telegraphen-Adresse:** Volkszeitung, Leipzig.  
**Telephon** 2721.  
**Sprechstunde:** 6—7 Uhr abends.

**Inserate** werden die 5spaltige Zeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Lauhaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen.

## Ein Vorstoß der Reaktion in der Schweiz.

\* Leipzig, 31. Januar.

Aus der Schweiz wird uns von unserem eh.-Korrespondenten geschrieben:  
Die stillen Wasser unserer Politik sind urplötzlich in Bewegung gekommen, und zwar in eine Bewegung, die nicht morgen wieder ein Ende hat, sondern die sich weiterpflanzen und unser ganzes öffentliches Leben im Tiefsten aufwühlen wird. Die „Littlanders“-Frage ist aufgerollt. Wer die Verhältnisse in der Schweiz und die Psychologie des Schweizervolkes auch nur einigermaßen kennt, weiß, was das zu bedeuten hat. In vielen Dingen nicht unähnlich den Buren, deren heldenmütiger Kampf in keinem Lande mit so leidenschaftlicher Sympathie verfolgt wird, wie in der Schweiz, hat das Schweizervolk mit dem Volke der Buren auch die tiefwurzelnde Abneigung gegen die Ausländer gemein. Diese Abneigung, die gelegentlich etwa in der Schweizerpresse abzuleugnen versucht wird, freilich ganz erfolglos, läßt sich sowohl historisch, als auch wirtschaftlich und politisch leicht erklären. Historisch dadurch, daß die ganze Schweizergeschichte so recht eigentlich eine Geschichte von Kämpfen gegen das Ausland ist, das zu allen Zeiten Verjagung machte, den kleinen unabhängigen Staat, der zu alledem noch eine Republik und sehr oft der Hort der politischen Verfolgten war, unter seine Vormächtigkeits zu bringen. Politisch dadurch, daß ein kleines Land, das rings von mächtigen Staaten umgeben ist, sich in mancher Hinsicht Demütigungen und Zurücksetzungen gefallen lassen muß und daß die Bewohner desselben alle diese kleinen und großen Unfreundlichkeiten um so härter empfinden, als sie wissen, daß sie nichts oder nicht viel dagegen anrichten können. Ein Gefühl der Erbitterung und des — Mißtrauens entsteht dadurch und nichts ist im Grunde natürlicher, als daß dieses Gefühl sich gegen diejenigen wendet, die schon durch ihre bloße Gegenwart das Volk an alles das erinnern, was es in vergangener und neuer Zeit vom Auslande unangenehmes zu erdulden hatte. Kommt dann noch hinzu, daß die im Lande niedergelassenen oder sich vorübergehend darin aufhaltenden Ausländer es sehr häufig an Takt und Billigkeitsgefühl in bedenklichem Maße fehlen lassen, so kann man, wenn man gerecht urteilen will, den Schweizern aus ihrer Abneigung gegen die Ausländer auch dann keinen Vorwurf machen, wenn man — selbst Ausländer ist. Aber zu all diesen Momenten kommt noch ein anderes hinzu, das wirtschaftliche Moment. Die Zahl der Ausländer in der Schweiz ist eine so große, wie — verhältnismäßig gerechnet — in keinem anderen Lande Europas. In einigen Grenzstädten, wie beispielsweise Genf und Basel, erreicht die

Zahl der Ausländer diejenige der eingeborenen Bevölkerung, in anderen Städten ist der Prozentsatz der ausländischen Bevölkerung ebenfalls ein sehr hoher. So weist die Stadt Zürich, deren Gesamtbevölkerung rund 150 000 Seelen zählt, eine ausländische Bevölkerung von etwa 45 000 Seelen auf. Daß diese starke ausländische Bevölkerung in wirtschaftlicher Beziehung der eingeborenen Bevölkerung gegenüber eine starke Konkurrenz bedeutet, liegt auf der Hand. Diese Konkurrenz wird noch empfindlicher dadurch, daß eine große Zahl patriotischer Geschäftsleute die ausländischen Angestellten bevorzugt, weil diese nicht, wie die Schweizer, durch den Militärdienst einige Wochen im Jahre aus der Arbeit gerissen werden.  
Nimmt man alle diese Faktoren zusammen, so läßt sich die Abneigung der Schweizer den Ausländern gegenüber gewiß begreifen, und es ist ebenso begreiflich, daß eine politische Frage, deren Kern die Ausländerfrage, wenn auch nur scheinbar, bildet, im Volke tiefe Wellen schlägt.  
Vor wenigen Tagen ist, völlig unerwartet, eine Initiative lanciert worden, die eine Abänderung des von den Wahlen zum Nationalrat handelnden Artikels 72 der schweizerischen Bundesverfassung anstrebt. Artikel 72 bestimmt nämlich, daß auf je 20 000 Seelen und auf jeden Bruchteil über 10 000 Seelen ein Mitglied des Nationalrats gewählt wird. Die Urheber der Initiative verlangen nun, daß an Stelle der Gesamtbevölkerung die schweizerbürgerliche Bevölkerung gesetzt werde, daß also in Zukunft auf je 20 000 schweizerbürgerliche Seelen ein Mitglied des Nationalrats gewählt werden solle. In dem Aufsatze, der als Begründung der Initiative gilt, wird gesagt, daß in einigen Städten die Zahl der Ausländer die der schweizerischen Bevölkerung nahezu erreiche. Der Nationalrat solle aber eine Vertretung der schweizerischen Nation und nicht eine solche der Ausländer sein. Mit dem patriotischen Schlachtruf: Die Schweiz den Schweizern! schließt das Manifest.  
Der Patriotismus des Schlachtrufes ist falsch; er ist sogar direkt unehrlich und demagogisch. Einer der Urheber der neuen Initiative, Nationalrat Hochstrasser, hatte bereits im Jahre 1897 im Nationalrat den Antrag auf Ersetzung der Wohnbevölkerung durch die schweizerbürgerliche Bevölkerung gestellt. Die Begründung, die er damals gab, war jedoch keineswegs eine patriotische, sondern eine sehr nüchterne und realpolitische. Hochstrasser erklärte damals ganz offen, daß es sich ihm darum handle, die Vertretung der großen Städte und der industriellen Kantone zu Gunsten des Landes zu schwächen. Dieses Motiv allein war für ihn maßgebend und dieses Motiv ist auch für die gegenwärtige Initiative einzig und allein maßgebend. Das beweisen schon die Namen derjenigen,

die der Initiative zu Gevatter stehen. Neben dem Bauern Hochstrasser zeichnen für die Initiative noch die Herren Bopp in Ysäach (Zürich) und Fonjallaz (Waadt), der erstere ein Vertreter der Zürcherischen Bauernschaft, der letztere Großweinhändler und Anführer der waadtländischen Agrarier, deren Streben nach Hochschätzung auf den Wein geht. Nun ist der gegenwärtige Nationalrat schon bauernfreundlich genug gesinnt, aber freilich, den Herren Agrariern noch immer nicht genug. Daher die Initiative, durch welche das Vertretungsverhältnis zwischen Stadt und Land zu Gunsten des Landes verschoben werden soll. Auch ganz gewöhnliche Klantöne gegenüber den Industriestädten, welche eine so große Anziehungskraft auf die landwirtschaftlichen Arbeiter haben, spielt bei der Initiative noch mit, ganz abgesehen von dem historischen Gegensatz zwischen Stadt und Land, der in der Schweiz im Laufe der Jahrhunderte so oft Unheil angerichtet hat. Der Appell der Initianten an den Patriotismus ist das Mäntelchen, hinter dem sich der krasseste agrarische Eigennutz zu verstecken sucht. Die Initiative ist in der That, wie das Volksrecht sagt, ein „Beutezug“ der Agrardemagogen gegenüber den industriellen Kantonen und besonders gegenüber den Städten. Legt man die Ergebnisse der letzten eidgenössischen Volkszählung zu Grunde, so würden durch die Initiative vergrößert die Kantone: Zürich um 4, Bern um 1, Baselfeld um 3, St. Gallen um 2, Graubünden um 1, Thurgau um 1, Tessin um 2, Waadt um 2, Wallis um 1, Genf um 3 Vertreter im Nationalrat. Vermutlich käme auch der Kanton Glarus noch hinzu, der mit Einrechnung der Ausländer knapp zwei Vertreter erhält und der, wenn die ausländische Wohnbevölkerung nicht mehr in Anrechnung gebracht würde, sich vielleicht mit einem Vertreter begnügen müßte, trotzdem er etwa 30 000 schweizerbürgerliche Seelen zählt, während auf der anderen Seite die kleinen Kantone und Halbkantone Uri, Ob- und Nidwalden, Appenzell A.-A., Zug, nach dem Grundsatz: ein Kanton, ein Wahlkreis gleichfalls einen Vertreter haben . . . .  
Die Diskussion über die Initiative geht heute schon sehr hoch. Sie wird in den nächsten Wochen und Monaten die öffentliche Meinung völlig beherrschen. Wenn auch vielleicht in der Presse der eigentliche Kern der Initiative, die agrarischen Absichten, in den Vordergrund treten werden, so wird im Volke sich die Diskussion weit mehr um die „Littlanders“-Frage drehen. Schon oft genug hat sich einer solchen Stimmung im Volke gegenüber der Einfluß der Presse absolut unzureichend erwiesen. Immerhin ist die Haltung der Presse interessant. Die radikale Presse spricht sich gegen die Initiative mit größter Entschiedenheit aus, ebenso natürlich die demokratische und sozial-

## Seuilleton.

Nachdem verboten.

### Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.  
Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Durch das Nonnenthor kam ein kleiner, leichtgebauter Federwagen in fliegender Eile gefahren.  
„Der Killekille Gutsbesitzer!“ sagte der Zollkontrollleur.  
Der Wagen fauste an ihnen vorüber, so daß der Staub um die Näher flog. Zwei blinkende Schimmel waren vor das Fuhrwerk gespannt, und sie wurden mit kundiger Hand von einem großen, breitschulterigen, blonden Mann gelenkt, dessen weiße Zähne lachten, als er an ihnen vorbeifuhr und flott mit der Peitsche grüßte.  
„Es ist doch unverantwortlich, wie Heimann immer fährt!“ sagte der Oberlehrer.  
„Er muß nach Hause und Killekille machen!“  
„Ach was!“  
„Er baut sich einen neuen Flügel an das Hauptgebäude an!“  
„So?“  
„Hast Du gar nicht davon gehört?“  
„Nein!“  
„Ja! — Eine Schlafstube, in der Mitte mit Oberlicht.“  
„Um — —“  
„Und dann sechs Zimmer ringsumher. Das sollen Mädchenstuben werden.“

„Daß Du mit so etwas Spott treiben kannst, Snaapsted!“  
„Ich spotte gar nicht! — Und dann sollen die Namen der Mädchen an die Thüren geschrieben werden, und dann killekille er sie in alphabetischer Reihenfolge. Und an seinem Geburtstag nimmt er sie alle zusammen vor! — Weist Du, was er alljährlich an Aliminationsgelber bezahlt?“  
Clausen antwortete nicht.  
„Fünfhundert Kronen! Genau so viel, wie mein Gehalt beträgt.“  
„Und findest Du nicht, daß das traurig ist?“  
„Ach nein, so etwas amüsiert mich.“  
Und wieder stampften sie schweigend weiter. Der Oberlehrer, lang, mager, abgezehrt und friedlich, Snaapsted, klein, vierchrötig, behaart und finster und geladen mit allen möglichen Ungeheuerlichkeiten.  
Ein Pädagog und ein Kobold.  
Die Landstraße führte über einen Hügel und fiel dann allmählich nach der Stadt zu ab.  
Als die beiden Gefellen an den Gipfel des Berges gelangt waren, zeigte der Röllner über die Felder auf einige hohe Bäume.  
„Da unten liegt Thumelumsensheim,“ sagte er.  
Es war der Mühlenhof, dessen Schornsteine zwischen den Bäumen hervorrugten.  
Der Oberlehrer lachte gegen seinen Willen über den Namen.  
„Ja, du Heber Gott, sagte er, — der arme Thomsen!“  
„Du machst Dir auch Kummer und Sorge um mancherlei Dinge, lieber Clausen.“  
„Ja, aber er ist in der Beziehung auch wirklich geisteskrank.“

„Ganz verrückt, mit Auszeichnung, ja! Aber dafür lebt er nun einmal. Du hast ja auch Deine Hingeschwulst!“  
„Ich?“  
„Freilich! Hast Du nicht eine Stungsgärtnerci in allen Fenstern?“  
Der Oberlehrer lächelte milde bei dem Gedanken.  
„Ach ja, — meine lieben Blumen!“ sagte er.  
„Ja, da siehst Du! — Man muß so etwas haben, um es auszuhalten. Heimann zum Beispiel hat sein Killekille. — Und ich habe auch mein Lebenselixir.“  
„So? — Wirklich?“ fragte Clausen sehr interessiert.  
„Ja, ich sammle Kommata.“  
„Kom —“  
„Ja, Kommata! Wenn ich ein Buch lese, so zähle ich sie nach und führe Nechenschaft darüber.“  
Der Pädagoge stand unsicher da.  
„Ja — aber —“ stammelte er. „Ja — aber — dann, finde ich, kannst Du den Inhalt des Buches nicht so recht genießen.“  
„Nein, das kann ich freilich nicht,“ nickte der Waldteufel, — „aber das macht ja nichts, wenn ich nur meine lieben Kommata bekomme!“  
Die Sonne schien in die Ecke hinter der Bümpe in Karven Thomsens Backsteine vom Hofplatz hinauf. Und im Sonnenschein stand der Hahn-Mortensen mit seinem struppigen Körper, seinem hängenden Kopf und seinen beiden geknickten Schwanzfedern.  
Er stand wie gewöhnlich da, ohne sich zu rühren. Er war im Laufe des Sommers noch abgetakelter und jämmerlicher geworden, schmalschulterig und klein und fröhlich. Und wenn man es nicht besser gewußt hätte, würde man darauf geschworen haben, daß es eine